

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **20 (2013)**

Heft 220

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thema

VORARLBERG

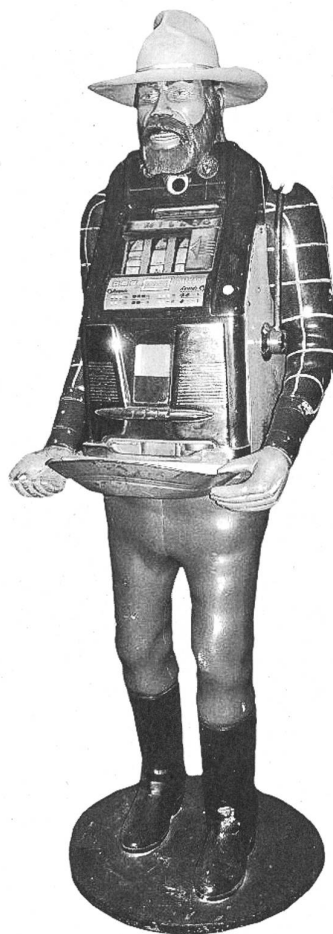
Der Nun-leider- doch-Millionär

Der Ausspruch stammte vom ehemaligen österreichischen Vizekanzler, Finanzminister, Banker und heutigen Grossindustriellen Hannes Androsch: Der an einer Steuerberatungskanzlei mehrheitsbeteiligte Finanzminister Androsch beantwortete seinerzeit die Frage des ORF-Chefredaktors, ob er Millionär sei, mit «Leider nein!» Danach hiess der heutige Milliardär in den Medien jahrelang der «Leider-nein-Millionär».

Kurz vor Weihnachten bin ich auf jemanden gestossen, den ich als «Leider-doch-Millionär» bezeichnen möchte. Ein Bodenleger aus Dietikon namens Behar Merlaku glaubte am 26. März 2011 im Casino Bregenz einen Jackpot von 42'949'672.86 Euro (damals etwa 47 Millionen Franken) gewonnen zu haben, obwohl einiges dagegen sprach, zum Beispiel, dass man an diesem Automatentyp maximal 4500 Euro gewinnen konnte, und dass der Höchstgewinn für einen Austria-Jackpot bei 2 Millionen Euro liegt. Das Casino erklärte, dass es sich um einen Softwarefehler handle, zog Merlaku Spieler-Chipkarte ein und bot ihm 70 Euro als Rückzahlung seines Einsatzes an sowie ein Gratis-Abendessen für ihn und seine Frau – dieses Angebot war dann für die Presse ein gefundenes Fressen. Merlaku regte sich auf, erhielt Spielverbot für alle Betriebe der Casinos Austria, brachte zuerst eine Anzeige gegen Unbekannt ein und klagte nach deren Abweisung auf zivilrechtlichem Weg. Das Casino erklärte neuerlich, «dass es sich dabei um einen technischen Fehler in der Anzeige gehandelt hat. Es war auch für unseren Gast am Automaten selbst zweifelsfrei erkennbar, dass er nicht gewonnen hatte.» Merlaku's Anwalt erwiderte, durch das Spielen am Automaten käme ein Vertrag zwischen Casino und Spieler zustande, und selbst wenn ein Softwarefehler vorgelegen habe, hätte der Automat den Spieler als Gewinner ausgewiesen. Er attackierte auch höhere Instanzen als die Casinoverwaltung: «Erschütternd ist es, dass der österreichische Staat, der die Glücksspiellizenzen vergibt und diese bisher allesamt der Casinos Austria AG übertragen hat, tatenlos zusieht, und sich das Bundesministerium für Finanzen als gesetzlich verankerte Aufsichtsbehörde für nicht zuständig erachtet.» Und Mer-

laku legte noch eins drauf: «Ich werde weiter um meinen Gewinn kämpfen. Wenns sein muss, bis zu meinem Tod.»

Es gab reichlich Postings zu der Angelegenheit, von mathematischen («Ich denke schon, dass es sich um einen Computerfehler handelt. Der Betrag 42'949'672.86 ist gerade die grösste Zahl, die sich in 32 bit ($42'949'672,96 = 2^{32}$) darstellen lässt, subtrahiert davon 10 und dividiert durch Hundert. Dieses Zahl kann also genauso gut als «minus zehn Rappen» interpretiert werden») bis zu chauvinistischen («Das ist kein Schweizer, auch wenn er den Pass gekauft hat. Eine Frechheit, uns Schweizer mit solchen in einen Topf zu werfen»), und die meisten waren der Ansicht, dass Merlaku keine Chance habe. Die erste Verhandlung im Januar 2012 brachte nur die Forderung nach einem technischen Gutachten über den Automaten und die, dass zu



Glücksspiele sind Glücksache. Bild: pd

klären sei, ob Merlaku die lediglich auf Englisch aufgedruckten Spielbedingungen verständlich waren. Die zweite Verhandlung im Juli wurde nach wenigen Minuten erneut vertagt. Im November kam es dann zu einem aussergerichtlichen Vergleich, bei dem Merlaku angeblich eine Million Euro bekommen hat. Merlaku's Rechtsanwalt äusserte sich wie alle anderen Beteiligten nicht zu der Einigung mit der Casinos Austria AG, denn «es wurde ewiges Ruhen vereinbart».

Der Dietikoner Bodenleger aus dem Kosovo ist also doch noch Millionär geworden. Obwohl ich ihm seine Million gönne, nenne ich ihn einen «Leider-doch-Millionär», weil ich es sehr schade finde, dass die Fragen, die zuerst der Fall und dann der Prozess aufwarfen, nicht geklärt wurden. Dass der Angelegenheit ein Softwarefehler zu Grunde lag, ist letztlich von keiner Seite mehr angezweifelt worden – aber hätte dann ein Gericht einem Spieler, der wissen musste, dass er auf Grund der Umstände seines Spiels gar nicht gewonnen haben konnte, überhaupt etwas zugesprochen, und wenn ja, in welcher Höhe? Ist ein Gratisdinner für zwei Personen 47 Millionen Stutz wert? Wir werden es nie erfahren.

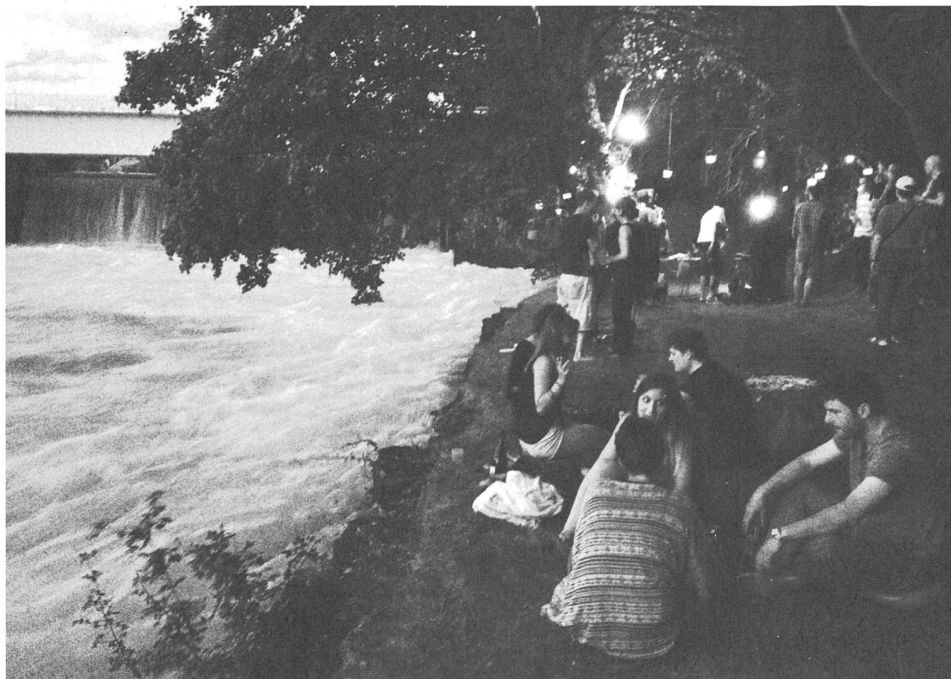
Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

SCHAFFHAUSEN

Elektro aus dem Velo-Anhänger

Es ist der zweite Januar, und auf dem Tanzboden des Taptab kleben interessante Dinge. Wild war die Party, laut und vor allem: lang. «Um halb elf Uhr morgens haben wir gestern die Letzten rausgeschmissen», erzählen die vier jungen Menschen, die Sessel und Bretter herumtragen. Begonnen hatte die Silvesterparty im Schaffhauser Klub um vier, geendet vor der Mittagszeit. In der Munotstadt, wo um fünf Uhr morgens normalerweise die Lichter an- und die Musik ausgehen muss, war das späte Fest ein Novum.

War die Silvesterfete im Taptab für manche Gäste eine lange Nacht, so erst recht für jenes Quartett, das nun den Klub aufräumt. Die vier haben die After-Hour aufgezogen; die offiziell angekündigte und gesetzlich erlaubte Feier im Klub aber war erst Teil zwei. Teil eins begann für die vier bereits am Abend des 31., als sich in einer kunterbunt besprayten Fussgänger-Un-



NZN-Grillparty am schäumenden Rheinufer. Bild: pd

terführung nach und nach Gäste versammelten. Auf einem Fahrradanhänger thronte eine Musikausrüstung, dahinter die Plattenlegerin. Bis zu sechzig Menschen waren zeitweise an dieser illegalen Party in der Unterführung versammelt.

Dass in dieser Silvesternacht keine Polizei den Anlass aufmischte, wunderte nicht zuletzt die Veranstalterinnen und Veranstalter. Die bisherigen illegalen Feiern unter freiem Himmel, drei an der Zahl, hatten allesamt Bussen zur Folge gehabt; «mittlerweile haben wir Rabatt», wird trocken gewitzelt. Fünfzig Franken kostet die Lärmbelästigung, hundert die Lautsprecher im öffentlichen Raum. Extra für diese Partys wurde die Musikausrüstung gekauft, entsprechend ist ein nächster Anlass im Frühling geplant. NZN nennen die Veranstaltenden das elektrolastige Beisammensein. Auf die Idee kamen sie – verwundert das noch? – an einer Veranstaltung in Berlin, in einer Unterführung, polizeilich zwar nicht erlaubt, dafür aber spassig. Die Umsetzung ging schnell: Schon im vergangenen Frühsommer fand die erste NZN statt, mit Grill am Rhein, im Freundeskreis. Das Datum wird Wochen, der Standort erst wenige Tage vor dem Anlass preisgegeben, hauptsächlich auf Facebook. Das Konzept geht auf, an Besucherinnen und Besuchern mangelt es der Party nicht. Freundschaftliche Geldgaben ermöglichen auch das Bezahlen der anfallenden Bussen.

Zur Standortsuche sitzen die vier Organisatorinnen und Organisatoren erstmal zusammen und starren je auf eine virtuelle Karte. Dann werden die vielversprechendsten Lokalitäten ausgekundschaftet. Im Wald, auf einem Spielplatz, am Rhein: Der Charakter der Orte variiert. Was sich konsequent durch die NZNs zieht, ist der Umgang mit dem Veranstaltungsort. Jedes Mal wird danach aufgeräumt. An Silvester wurden

die Teilnehmenden gar regelmässig daran erinnert, verantwortungsvoll mit Abfall und vor allem Feuerwerk umzugehen. Notfalls wurde dafür auch mal die Musik abgedreht.

Abgesehen von ihrem zeitlichen Ablauf stehen die Silvestersause im Taptab und die vierte NZN-Party nicht miteinander in Verbindung. Jedoch ist ihnen gemeinsam, dass die Formate für Schaffhausen ungewöhnlich sind. After-Hours, Illegales, Spontan-Dynamisches: nicht gerade diejenige Art von Party, für die kleine Kleinstädte bekannt sind. Dabei funktionieren ebendiese Formen auch in Dimensionen, die nicht an grossstädtische Verhältnisse reichen. Illegale Feste unter freiem Himmel erinnern an die Feiardemos «Tanz dich frei». Steckt in den NZN-Anlässen denn auch so viel Kulturkritik? Ein Mittelfinger an die Schaffhauser Partywelt, an festgefahrene Ausgangsstrukturen? Die vier Veranstaltenden halten in ihrer Aufräumarbeit rasch inne. «Nein», heisst es dann gleich mehrmals, «NZN ist nicht kulturpolitisch. Wir machen das Ganze», ein Sofa wird grinsend über den klebrigen Boden geschleift, «aus Freude an der Sache.»

Anna Rosenwasser, 1990, arbeitet als freie Journalistin für die «Schaffhauser Nachrichten»

TOGGENBURG

Pflicht vor Kür

«Toggenburg.ch als Kompetenzzentrum der Region darf auf ein breit abgestütztes Netzwerk zurückgreifen. Diese Partner leisten ebenfalls grosse Arbeit für die Region Toggenburg und setzen sich im Rahmen ihrer Schwerpunkte und

Ausrichtungen für die Belange der Region ein», heisst es auf der Homepage des gleichnamigen Vereins toggenburg.ch, der sich aus Vertretern von Gemeinden und Organisationen zusammensetzt.

Kürzlich haben sich die Mitglieder zu einem Neujahrsbrunch getroffen und ihr Präsident, auch Gemeindepräsident von Wattwil, hat begrüsst, erklärt, gewünscht, vernetzt gedacht und schlussendlich den anwesenden Gemeindevertretern Musse gewünscht, um die Momente an Freiräumen geniessen zu können. Seine Worte: «Sie sind es, die Inspiration und Kraft für den Alltag und insbesondere für Neues geben». Ja – das wünsche ich den Mitgliedern von toggenburg.ch auch. Denn ich spüre nicht allzu oft etwas von Inspiration und Kraft darin.

Toggenburg.ch soll eine ressourcenorientierte Vereinigung sein, die aus allen Bereichen vernetzt. Das wäre gut so, aber das vernetzte Denken ist nicht allen gegeben. Ungefragt werden Toggenburger Bewohnerinnen in Kommissionen, Arbeitsgruppen und Gremien gewählt. Nein, ich will nicht mitmachen, auch wenn der Brief aus dem Wattwiler Gemeinderat vielleicht dem einen oder anderen schmeicheln würde: «Neukonstituierung Gemeinderat. Sehr geehrte Frau Vetsch, am 18. Dezember 2012 hat sich der Gemeinderat Wattwil an seiner ersten Gemeinderatsitzung neu konstituiert und dabei auch die neuen Kommissionsmitglieder, Delegationsmitglieder und Vertreter für die Amtsdauer von 2013 bis 2016 gewählt. Der Gemeinderat wählte Sie als Mitglied der Arbeitsgruppe Ebnaterstrasse Nord. Für das Engagement in der Öffentlichkeit während den kommenden vier Jahren dankt Ihnen der Gemeinderat.» Ok, ich hatte einmal, und ich weiss echt nicht mehr wann genau das war, an einer Sitzung teilgenommen und vielleicht auch zum Thema Umfahrungsstrasse Wattwil und Mehrbelastung Ebnaterstrasse ein paar Inputs gegeben, aber seither ... Und jetzt soll ich für vier Jahre in einer Arbeitsgruppe «gratis mitschaffe und de Grind anehebe»? Gewählt? Aber hallo! Ich nehme an, dass es A) geplant ist, mich madig zu machen, damit ich mich schliesslich zurückziehe, B) geplant ist, alle Anwohner harmlos in den laufenden Planungsprozess einzubinden und diejenigen mundtot zu machen, die sowieso immer etwas kundtun, oder C) keine Freiwilligen gibt (weil man sie vorher nicht fragt).

Ich möchte toggenburg.ch und allen Gemeindebehörden jetzt einmal einen einfachen Vorschlag machen: Fragt doch einfach, bevor ihr wählt. Dann haben wir die Sicherheit, dass nicht nur «Sesselfurzer, Lustlose und Gezwungene» in einer Arbeitsgruppe, einem Gremium oder in einem Rat herum hocken und mitarbeiten müssen. So könnte es dann auch klappen und Spass machen – und besser klingen im Toggenburg. Oder?

Daniela Vetsch Böhi, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

WINTERTHUR

Das Ende eines Riesen

Er ist der längste Einwohner der Stadt, die meisten kennen ihn. Mit knapp dreissig Jahren gehört er zu den Jüngeren, doch es geht dem Ende zu. Wind und Wetter haben seinem Körper zugesetzt. Die morschenden Glieder machen es nicht mehr lange. Fachleute geben ihm noch ein, vielleicht zwei Jahre. Dann dürften ihm Motorsägen der Stadtgärtnerei ein kurzes und schmerzloses Ende bereiten.

Makaber ist das alles nicht. Denn die Rede ist von Holidi, einem knapp zwölf Meter langen Holzmann. Seit 1986 liegt dieser in einem Kiesbett in der hiesigen Fussgängerzone. Er sieht aus



Die sich am Holz freuen – Holidi in Winti. Bild: pd

wie ein aus Zündhölzli gebastelter Mannsgöggel im Massstab 200:1. Mit anderen Worten: Sein Körper aus Eichenstämmen ist so unproportional wie charmant. Den Jüngeren dient er als Klettergerüst, den Älteren als Sitzbank. Über die Jahre sind die Platanen zu seinen Seiten grösser geworden und boten ihm und der expandierenden Strassenkaffee-Szene am oberen Graben Schatten. Er hat Geschäfte kommen und gehen, manche auch bleiben sehen, einige von diesen setzen sich nun für seine Restaurierung ein.

Doch der Holzmann ist nach Expertenmeinung – unlängst hat man ihm einen riesigen Pilz im Nacken entfernen müssen – nicht mehr zu retten. Der Künstler Werner Ignaz Jans, der die Figur ursprünglich für eine Holzmesse geschaffen hatte, ist mit einem Rückbau einverstanden. Die Nachfolge ist schon geplant, die Stadt steckt mitten in einem Auswahlprozess für ein neues Objekt, das 2014 Holidis Platz einnehmen soll.

Die Vorgaben: Es muss begehbar sein und ebenfalls aus Holz.

Fast dreissig Jahre lang lag Holidi – der Name steht für homo lignum diligens, frei übersetzt: der sich am Holz freut – brav da und freute sich am Holz. Doch einmal in seinem Leben hatte auch er Aussicht auf fünfzehn Minuten Welt-ruhm. Dies lag an einer kleinen Anstössigkeit, einem stilisierten Körperteil, das das Geschlecht der Figur verdeutlicht. Mitte der Neunzigerjahre, so erinnert sich ein Redaktor des «Landboten», sei eine Anfrage von CNN eingegangen: Ob es stimme, dass in Winterthur ein riesiger, nackter Holzmann rumliege, auf dem die Kinder rumturnen: Wenn ja, bitte man dringend um weitere Informationen und vor allem Fotos. Der «Landbote» antwortete umgehend und schickte der amerikanischen TV-Station einschlägige Aufnahmen. Dann ward nichts mehr gehört.

Holidi ist die Weltöffentlichkeit also erspart geblieben. Das liegt daran, dass ihm und seinen Mitbürgern dann doch nicht um jeden Preis daran gelegen war, über lokale Bekanntheit hinauszukommen. So hat auch sein Schnäbli nicht weiter für Aufregung gesorgt.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und freier Journalist.

APPENZELL

Schächtelchen schüttele dich

Wir haben jetzt seit einem halben Jahr auch eine SP in Appenzell Innerrhoden. Die geläufigste Reaktion derer, die ich mit diesem Fakt konfrontiere, ist: Wofür brauchen wir denn die hier oben? Vielleicht habe ich eine der möglichen Antworten. Dafür muss ich aber erst einen kleinen Exkurs über Kultur einfügen.

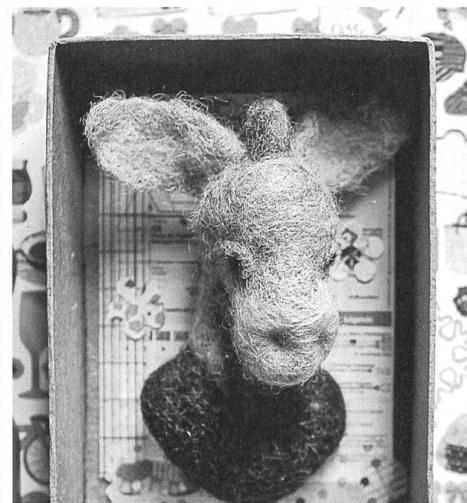
Wenn wir Kultur als Schächtelchen mit der Beschriftung «Ortsgebundene ... – Kultur» verstehen, in die wir auffällige Phänomene verpacken können, dann haben wir hier oben in Appenzell Innerrhoden viele Schächtelchen, also viel Kultur. Da sind die Alpfahrt, die Siedwurst, das Rugguseli und die Landsgemeinde drin, um nur einige Inhalte zu nennen. Je stabiler diese Inhalte, desto mehr und desto grössere Schächtelchen können gebastelt werden. Schächtelchen sind beliebt: Sie enthalten Antworten und sie geben eine Richtung vor, ganz allgemein beruhigen sie. Und man kann sie gut verkaufen. Sie können aber auch lähmen. Deshalb ist es nicht schlecht, wenn einige dieser Schächtelchen ab und zu in die Hand genommen werden und darin rumgestochert wird. Und genau deshalb können wir hier oben auch eine SP brauchen: Um beispielsweise über Innerrhoder Politikultur zu diskutieren – und ja, auch zu streiten! – wie sie dies mit Landammann Daniel Fässler (CVP) am 19. Januar im Centro Italiano getan

hat. Auslöser war ein Leserbrief zum Thema Frauenanteil in der Innerrhoder Politik, der für eine, wenn nicht gar für beide Seiten, schliesslich zuviel an Schärfe gewann.

Ich war am 19. Januar dabei und muss leider gestehen, dass ich vor lauter Zuhören und Kapieren, was die Gesprächsteilnehmer meinen, wenn sie das und das sagen, leider an dieser Stelle keine pointierten Zitate liefern kann. Es gab deren auch nicht zuhauf. Beide Gesprächspartner, Martin Pfister – Präsident der SP AI – und Daniel Fässler, bedienten sich einer Sprache, die runter ging wie Öl, sie aber auch über weite Strecken davon abhielt, mit oder gegeneinander über dasselbe zu reden. Trotzdem war es spannend. Denn es hat sich herauskristallisiert, weshalb sie aneinander vorbeiredeten: Für Daniel Fässler war das Problem allein eine Frage des Stils, des Tonfalls, für Martin Pfister ging es um die Möglichkeit politischer Teilnahme – ob nun durch Leserbriefe oder andere Instrumente. Auch wenn sich eine der beiden Parteien am Schluss des Gesprächs nicht so genau vorstellen kann, wieso eine Ausweitung solcher Teilnahme überhaupt notwendig sein soll und die andere Partei nicht beschreiben kann, wie eine solche aussehen könnte, hat der Anlass im Centro Italiano mögliche Antworten auf diese zwei offenen Fragen aufgezeigt: Sie ist notwendig, weil man zu nah aufeinander hockt, als dass man einander nicht beachten könnte, und man kann die Teilnahme, zum Beispiel, als eine Art Stammtischgespräch ausgestalten.

Mit dem gegenseitigen Einverständnis, dass man sich nicht versteht, und einem netten Schulterklopfen wurde das Ganze dann aber trotzdem nicht abgeschlossen. Ein junger Spler warf am Ende nämlich folgende Frage auf: Wie kann man hier oben am politischen Leben teilnehmen, wenn man nicht zu den gestandenen Mannen gehört? Es wird geschüttelt, das Schächtelchen, und nicht bloss darin gestochert.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im Bücherladen Appenzell.



Ins AI-Schächtelchen kommt Bewegung – dank der SP. Bild: pd



Kaff Frauenfeld: exemplarisch für andere bedrohte Kulturbetriebe. Bild: pd

Don't kill Kaff!

Nach gut acht Jahren verliert das Kaff seinen angestammten Ort. Die Gentrifizierung macht auch vor Frauenfeld nicht Halt. Jetzt wird ein neues Lokal gesucht.

VON MATTHIAS BRENNER

Der Verein «projektKAFF» (Kulturarbeit für Frauenfeld) muss aus der Liegenschaft Zürcherstrasse 185 ausziehen. Grund dafür ist der Verkauf des Hauses im März letzten Jahres. Der neue Besitzer, die Bodensee Immo AG, möchte hier stadtzentral Wohnungen bauen lassen, ein Plan, bei dem das Kaff und seine feiernden, tanzen- und lärmenden Gäste nicht recht ins Bild passen. Also muss der Kultur- und Jugendclub weichen. Bis im März muss umgezogen werden. Stehen bis dahin keine geeigneten Räumlichkeiten zur Verfügung, könnte der Besitzerwechsel und der damit verbundene Rauswurf das Ende des Kaff bedeuten.

Das Phänomen der Gentrifizierung, das sonst in den urbanen Ballungszentren wie London, Berlin oder New York diskutiert wird, ist nun auch im Kaff Frauenfeld angekommen. Und wie fast immer zieht die Kulturarbeit gegen die Vermieterinteressen den Kürzeren. Doch da Jugendkultur immer auch Protestkultur bedeutet, kämpfen die engagierten Macher und ehrenamtlichen Helfer mit aller Energie dafür, «dass Frauenfeld nicht zum Kaff wird» und werben auf dem Blog «KUK» (Kampf ums Kaff) für den Fortbestand ihrer «Kulturoase in der Innenstadt».

Sicherlich sei man schon «es biz wehmütig», die lieb gewonnenen Räume – den Ort zahlloser Konzerte, Veranstaltungen und Parties – zu ver-

lassen, sagt Vereinspräsidentin Nora Beck. Alles in allem sehe sie aber mehr das Positive und die «neuen Möglichkeiten», die sich mit dem Umzug ergeben könnten. Darum liege das Hauptaugenmerk der KUK-Kampagne auch nicht auf Protest, sondern darauf, den Wert, den das Kaff für das Kulturleben der Stadt und des Kantons darstellt, selbstbewusst nach aussen zu tragen. Man habe zu offenen Workshops eingeladen, auf denen Möglichkeiten und Alternativen, Wünsche und Pläne für das neue Kaff diskutiert wurden. An Infoständen habe man das direkte Gespräch mit der Bevölkerung gesucht, und die Antwort auf die Interpellation der CH-Gemeinderätin Lisa Landert, die am 16. Januar auf der Traktandenliste des Gemeinderats stand, sei sehr zufriedenstellend ausgefallen. Parteienübergreifend sei dort festgestellt worden, wie wichtig und erfolgreich die Arbeit der Kulturinitiative für den Kantonshauptort sei.

«Nichts Negatives»

«Das Verhältnis zur Stadt ist eigentlich gut», sagt Nora. «Aber gelegentlich wollen wir von der Gemeinde eben auch hören, dass unsere Arbeit wertgeschätzt wird.» Und so habe es sie persönlich gefreut, dass selbst die Gemeinderäte von SVP und FDP um ein paar lobende Bemerkungen nicht herumgekommen seien. Ein FDP-

ler habe nach der Sitzung gar gemeint, dass er gar nichts Negatives sagen dürfe, da seine Tochter doch recht viel im Kaff verkehre.

Alternativen in Aussicht

Auch sind schon einige Alternativen in Aussicht. Eine Liegenschaft in der Rheinstrasse 14 ist die favorisierte. Es wäre eine auf zwei Jahre befristete Zwischenlösung, die auch mit intensiven Umbauten und einem Gewerbesuch verbunden sei. Eigentlich habe man die Adresse noch nicht bekannt geben wollen, erzählt Nora. Denn, so befürchtet der Kaff-Vorstand, es könne immer noch Einsprachen von Anwohnern geben. Aber inzwischen sei die Adresse ein offenes Geheimnis, und man werde wohl bald das Gespräch mit den zukünftigen Nachbarn suchen. Erst wenn ein Mietvertrag unterschrieben und alles unter Dach und Fach ist, kann Nora sich entspannen.

Ausserdem benötige man für Umzug und Umbau natürlich Geld und ehrenamtliche Unterstützung. Darum kann man bei der Aktion «100 x 500» für 500 Stutz zum Kaff-Gönner werden, oder – für den kleineren Geldbeutel – für einen Fünfliber einen Unterstützerbutton an der Theke des Kaff erwerben. Sie betont, dass seit dem Bestehen des Vereins das Mass an ehrenamtlichem Engagement ausserordentlich hoch sei. Fast der gesamte Umbau des «alten» Kaff sei durch Handwerkerarbeiten der Unterstützer und Mitglieder realisiert worden. Diese konstant hohe Bereitschaft sei für sie der schlagkräftigste Beweis, welchen Stellenwert das Kaff bei den Frauenfeldern hat.

Solidarität von Bern bis Barcelona

Beim Kampf ums Kaff geht es schliesslich auch um die Solidarisierung mit den vielen anderen kleinen Kulturbetrieben und Clubs in der Schweiz, die mit ganz ähnlichen Problemen mit Behörden und Anwohnern zu kämpfen haben. Und so finden sich auf dem kämpferischen Blog zahlreiche Sympathie- und Unterstützungsbekundungen von Bands, Künstlern und Kulturschaffenden, die ihrer Solidarität in Protestsongs, Videobotschaften oder offenen Briefen Ausdruck verleihen. Gerade hier sieht und hört man am besten, worum es geht beim Kaff: Die solidarische Kreativität strahlt weit über das eigene Kaff, den Kantönligeist oder Röstigraben hinaus. Sogar bis ins sonnige Katalonien, von wo aus es die dreadgelockte Reggaeband Microguagua – nach einigen misslungenen Takes – auf den Punkt bringt: «We played in Frauenfeld twice this year and da Kaff feels like home to us. Don't kill Kaff! Don't kill culture!» Und aus dem Off: «Ya, man!» ◊

Venedig am Oberen Graben

Das neue Haus der kantonalen Verwaltung am Oberen Graben in St. Gallen ist eröffnet. Wo einst «Saiten» logierte, ist ein brillant zurückhaltender Bau entstanden. Eine Würdigung, samt Seitenblick auf andere aktuelle Projekte in der Stadt.

VON MARKO SAUER

Am Oberen Graben zeigt sich eindrücklich, wie aus Häusern eine Stadt entsteht. Denn dort zeigt die Altstadt ihren geschwungenen Rücken, und auf der anderen Strassenseite beginnt eine Folge von gerasterten Blockrändern, die sich bis zur Geltenwilenstrasse erstrecken. Dank dieser klaren Kante, die bis zum Grabenpärkli reicht, tritt der Bogen der Altstadt umso deutlicher hervor. Jedes Gebäude, das die strenge Fassadenflucht unterstreicht, trägt zu dieser Wirkung bei. Das neue Verwaltungsgebäude am Oberen Graben schliesst einen ehemals offenen Blockrand und dient damit der Stadt – auch wenn dafür das schrullige Häuschen weichen musste, in dem für lange Zeit «Saiten» ein Heim hatte und der Ausstellungsraum Ex-Ex (heute Nextex) geboren wurde.

Für die kantonale Verwaltung wurden hier vier Gebäude zu einem riesigen Haus zusammengefügt. Die beiden Geschäftshäuser aus der

Stickereizeit besetzen die Ecke an der Frongartenstrasse, die Neubauten stehen ihnen zur Seite. Die Hauptrolle überlassen sie den beiden historischen Bauten, die frisch renoviert wieder in altem Glanz erstrahlen. Sie begnügen sich damit, eine robuste Klammer zu bilden. Die Fassaden folgen einem gleichmässigen Raster, und Zurückhaltung scheint die oberste Tugend der Architekten gewesen zu sein. Auch wenn die beiden neuen Fassaden aus dem gleichen gestockten Beton gefertigt sind und sie dieselben prägnanten Fenster zieren, so zeigen sie doch subtile Unterschiede in der Art, wie sie ausgebildet sind. Oben, gegen die Gartenstrasse, gliedert ein Gesims das Gebäude in horizontale Streifen und bildet dadurch ein Sockelgeschoss. Zur Frongartenstrasse hin ist das Haus nicht nur ein Geschoss höher, sondern auch die vertikalen Pfeiler stehen vor der Fassade und gehen bis zum

Boden durch. Dadurch scheint das Gebäude dort mehr in die Höhe zu streben. Diese Pfeiler setzen sich bis in den Innenhof fort, um dort langsam mit der Wand zu verschmelzen.

Mit Weitsicht entschieden

In ihrer Erscheinung stehen die neuen Gebäude in der Tradition der steinernen Geschäftshäuser aus der Entstehungszeit des Quartiers. Die Formate der Fenster sind von den beiden stattlichen Altbauten am Oberen Graben übernommen. Man sieht ihren gestockten Fassaden die Handarbeit an, derer es bedurfte, um der glatten Oberfläche des Betons eine lebendige Textur abzurufen. Das Ornament der historischen Vorbilder ist nicht verschwunden, es hat sich lediglich in die Fugen rund um die Fensterrahmen zurückgezogen, wo es in Baubronze gefertigt die grossen Kastenfenster rahmt und einen Lüf-



Gut eingefügt: das Verwaltungsgebäude von Jessen Vollenweider, Ansicht von hinten, rechts das alte UBS-Gebäude. Bild: Marko Sauer

tungsflügel verdeckt. All dies verbindet die Neubauten zeitgemäss und selbstbewusst mit dem Bestand, ohne sich anzubiedern oder den Kontrast zu suchen. Dünkeln sind dem neuen Haus am Oberen Graben völlig fremd. Es sucht den Kontakt zu seiner Umgebung und freundet sich sogar mit dem eigenwilligen Gebäude der UBS aus den Siebzigerjahren an. Mit einem beherzten Schwung wendet es sich seinem Nachbarn zu und lässt sich auf die spannende Schicksalsgemeinschaft ein.

Im Inneren waren die Verwerfungen etwas grösser, um das enorme Raumprogramm an diesem Ort unterzubringen. Die beiden bestehenden Treppen mussten einem neuen, gemeinsamen Treppenhaus weichen. Dieses windet sich um zwei Lifte und einen Lichthof in die Höhe, zahlreiche kleinere Stiegen überbrücken die Höhenunterschiede zwischen den einzelnen Gebäudeteilen. Um Licht in die tiefe, innenliegende Ecke zu bringen, folgt ein Spiegel dem Lauf der Sonne und wirft ihre Strahlen durch den Lichthof in die Tiefe. Verchromte Skulpturen, die Vögel gleich in der Luft hängen, streuen dieses Licht über ihre gekurvten Oberflächen in die Gänge des Hauses. Als Kunst am Bau bildet diese Installation einen festen und unverzichtbaren Bestandteil der Architektur.

Der unaufgeregte Entwurf hatte sich 2003 gegen siebzig andere Bewerber durchgesetzt. Dies lag sicher an der intelligenten Lösung, mit der Anna Jessen und Ingemar Vollenweider das enorme Raumprogramm bewältigt haben. Das Projekt stach aber auch formal unter den zahlreichen Glaspalästen, Hochhäusern und den Kontrast suchenden Konkurrenten hervor. Die Zeit war damals eigentlich noch nicht reif für einen steinernen Bau, der seine ganze Brillanz hinter einer gelassenen Fassade hervorblitzen lässt; vielmehr wurde zu jener Zeit landauf landab der Kontrast von Alt und Neu gesucht. In der Stadt hinterlässt diese Haltung einen bunten Flickenteppich. Das Projekt von Jessen Vollenweider hingegen rufe «ein zeitloses Immer-schon-dagewesen» hervor, befand die Jury. Sie hat Weitsicht bewiesen, dieses Projekt mit dem ersten Rang zu küren. Ein Name fällt dabei besonders auf. Im Preisgericht sass ein gewisser Axel Fickert, der dieser Geschichte eine ganz neue Wendung gibt.

Herr Šik und sein Zirkel

2012 fand in Venedig die dreizehnte Biennale der Architektur statt. Die Schweiz hat dort einen eigenen Pavillon. Letztes Jahr wurde die Ausstellung von Miroslav Šik gestaltet. Er unterrichtet an der ETH, betreibt ein eigenes Büro und gilt als Begründer der «analogen Architektur», die seit den frühen Neunzigerjahren Elemente und Strukturen aus der direkten Umgebung aufgreift und aus ihnen neue Architekturen entwickelt. Das Resultat ist ein Haus unter anderen Häusern, keine abstrakten Konzepte oder verkopften Herleitungen aus Kunst und Naturwissenschaften. Und so war seine Schau im Schweizer

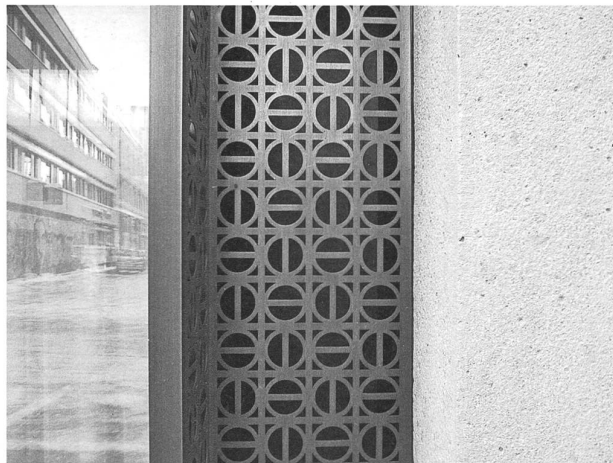
Pavillon unter dem Titel «And now, the Ensemble!!!» dem Zusammenspiel von Häusern gewidmet. Šik illustrierte in Venedig seine Theorie mit Werken von Architekturbüros, die er zur Ausstellung eingeladen hatte: sein eigenes Büro, Miller & Maranta aus Basel und – eben – das Büro Fickert Knapkiewitz aus Zürich. Es entstand eine imaginäre Stadtlandschaft aus Projekten, die an unterschiedlichsten Orten stehen. Ihr gemeinsamer Nenner war die Sorgfalt, mit der sie die Strukturen der Stadt ergänzen. Zur Ausstellung ist ein Buch erschienen, in dem neben Miroslav Šik und Quintus Miller drei weitere Architekten das Wesen des Ensembles ausleuchten: Vittorio Magagnoli Lampugnani, Hans Kollhoff und Adam Caruso.

Auch zwei dieser Autoren haben in St.Gallen Spuren hinterlassen. Beginnen wir mit Hans Kollhoff. Scharen von Architekten befreiten sich in den Achtzigerjahren aus dem Korsett der Moderne und überschwemmten das Land mit Türmchen, zweifärbig geschichteten Steinfassaden und um 45 Grad geneigten Fenstern. Es war die Zeit der Postmoderne. Kollhoff ging einen eigenen Weg und liess durch fein gegliederte Fassaden mit Säulen, Gesimsen und Risaliten die Tugenden des Klassizismus wieder aufleben. Die Häuser aus seinem Büro erinnern denn auch an die Möbel von «Manufactum»: streng, durchdacht und ein bisschen steif, aber immer in bestem Material gefertigt. In seinem Aufsatz fordert er, dass Architektur ein zusammenhängendes Ganzes bilden soll, das die Menschen verstehen können.

Chrüzacker und Stadtkrone

In St.Gallen hat Kollhoff zwar noch nichts gebaut, aber auch er prägte als Jurymitglied einen Wettbewerb. Er hat über das Bundesverwaltungsgericht und die Wohnbauten auf dem Chrüzacker entschieden. Die Wohnüberbauung weist eindeutig Züge aus seiner Lehre auf. Sie folgt fast wörtlich seiner Aufforderung, die Elemente zu nutzen, welche die lange Geschichte der Architektur hervorgebracht hat. Der Planer der Siedlung, Dominik Uhrmeister aus Berlin, erläutert auf seiner Homepage die Haltung hinter dem Entwurf: «Im direkten Sinne von Kontext werden die Wohnbauten in ihre Umgebung eingewebt. Der besondere, vorherrschende Charakter der stadtvillenartigen Überbauung des Rosenberges wird aufgegriffen und fortgesetzt.» Auch hier zeigt sich wieder dieser Wunsch, neue Gebäude aus dem Bestand heraus zu entwickeln und sie so mit der Umgebung zu einer neuen Einheit zu verschmelzen.

Doch fügen sich die Häuser am Furglerweg nicht so gekonnt in ihre Umgebung ein, wie

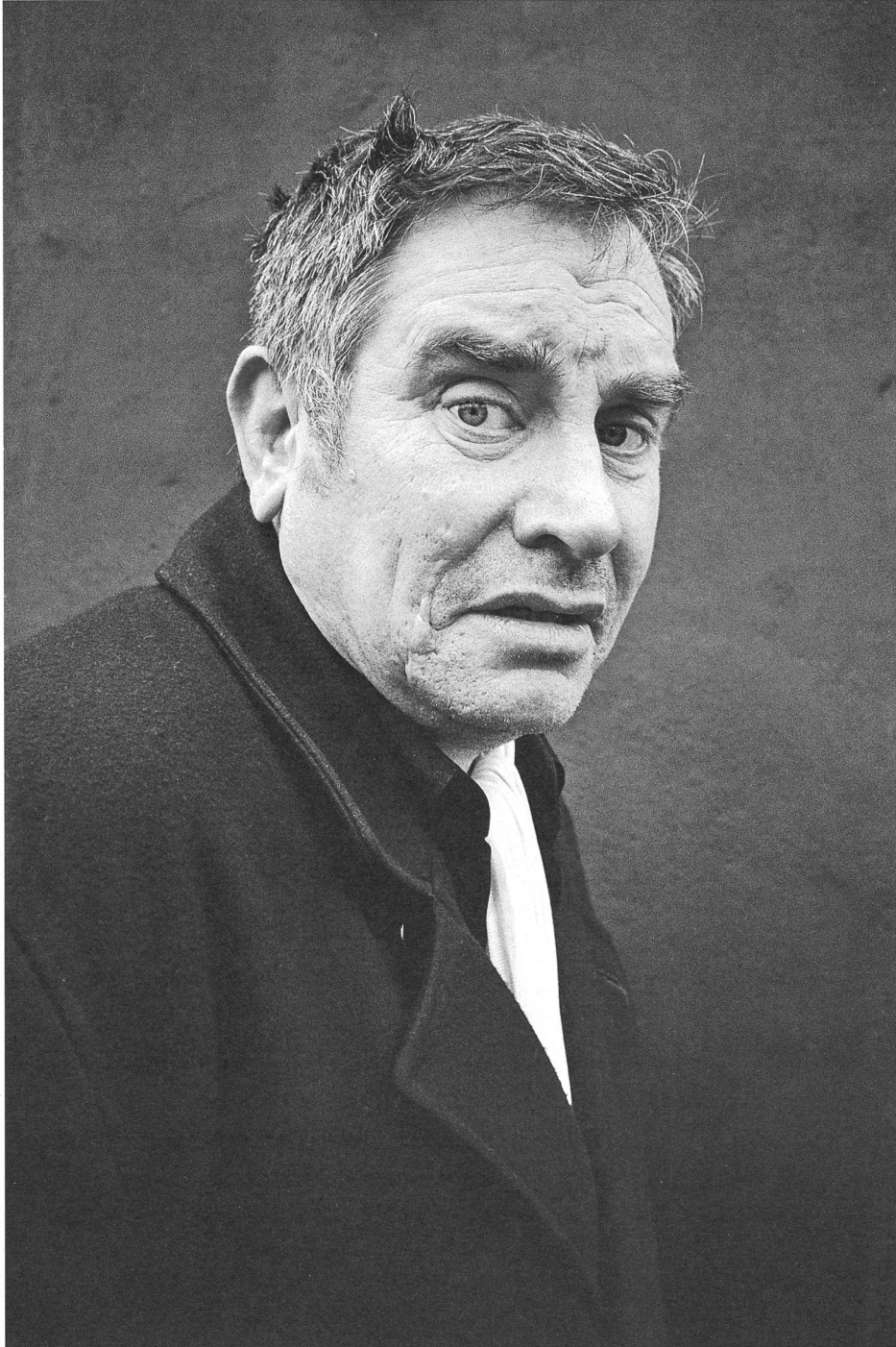


Textil-Zitat am Fensterrahmen. Bild: Marko Sauer

dies am Oberen Graben der Fall ist. Ein Grund ist sicher, dass der Auftrag für die Siedlung nochmals aufgeteilt und an zwei Architekten vergeben wurde. So haben sich neben die villenartigen Häuser langgestreckte Wohnblocks mit versetzten Fenstern auf den Chrüzacker geschlichen, die eine gänzlich andere Sprache sprechen. Ein Ensemble sieht irgendwie anders aus. Der Bericht der Jury spricht davon, dass so den Wünschen des Investors besser entsprochen werden könne. Womit auch der zweite Grund genannt ist. Die Pensionskasse für das kantonale Staatspersonal sieht die Wohnhäuser wohl eher als Investition denn als Beitrag zur Baukultur. So lässt sich das Amt für Vermögensverwaltung im «Tagblatt» zitierten, dass es sich bei den Gebäuden nicht um Villen handle, sondern um «ganz normale Wohnhäuser». Was auch immer man darunter verstehen mag: Das Resultat ist denn auch nahe am Mittelmass.

Doch noch etwas anderes plagt die Wohnbauten hinter dem neuen Gericht. Die Zitate der bestehenden Villen am Rosenberg sind wörtlich übernommen. Uhrmeister kopiert deren Elemente, ohne sie in etwas Neues zu überführen. Am Oberen Graben haben die Architekten tiefer geschürft, um einen zeitgenössischen Ausdruck für die historischen Vorbilder zu finden. Und die Schöpfer des Verwaltungsgebäudes kennen sich bestens aus in der reichen Geschichte der Architektur: Ingemar Vollenweider war lange Jahre Assistent von Professor Kollhoff an der ETH. Und hier schliesst sich der Kreis wieder.

Ein Name aus dem venezianischen Zirkel fehlt hier aber noch. Es ist Adam Caruso. Sein Aufsatz handelt von der Neuausrichtung der Architektur nach der Moderne, in welcher der Bruch in der Entwicklung nicht mehr gesucht wird. Form, Atmosphäre und Geschichte haben wieder Raum bekommen in den Entwürfen der Architekten. Vielleicht werden wir bald bestaunen können, wie Caruso seine Theorie an einem harten Prüfstein misst: Aus seinem Büro stammt die «Stadtkrone», die dereinst die Villa Wiesental ersetzen soll. ◊



Mark Stewart, Godfather der Bristol-Szene. Bild: Georg Gatsas

«Nur in harten Städten wagt
man zu träumen.»

Mark Stewart hat mit The Pop Group und mit seiner Mafia wichtige Beiträge zur populären Musik geleistet: Punk-Funk, Industrial, Hip Hop, Trip-Hop, Dance – überall war der Godfather der Bristol-Szene dabei und Vorbild für Bands wie Portishead oder Massive Attack. Er war Trickys Mentor und wirkte bei dessen erstem Album massgeblich mit. In London habe ich mich mit Mark Stewart angefreundet, der mir ab und zu private Ratschläge gibt, aber auch immer wieder für eine Anekdote aus seiner Vergangenheit zu haben ist. Zwischen Weihnachten und Neujahr besuchte ich ihn im Süden Londons.

GEORG GATSAS: Mark, du hattest sicher einige Höhepunkte im Jahr 2012. Willst du ein paar davon verraten?
MARK STEWART: Ja, es war ein verrücktes Jahr. Zu den Höhepunkten des vergangenen Jahres zählte die Zusammenarbeit an meinem Album «Politics Of Envy» mit den Helden meiner Jugend: Lee «Scratch» Perry, Kenneth Anger und Richard Hell. Kenneth Anger veränderte mit seinem Buch «Hollywood Babylon» und seinen Filmen wie «Scorpio Rising» meine Sichtweise auf die Welt für immer. Seine Methode, wie er Filme schnitt, hat meine Herangehensweise beim Aufnehmen von Songs beeinflusst – ich habe seine Collagetechnik für meine Stücke übernommen. Ich muss mich immer noch in den Arm kneifen, wenn ich seinen Namen zusammen mit denen meiner anderen Jugendidole auf dem Albumcover von «Politics Of Envy» sehe.

Ich glaube aber überhaupt, dass das Jahr 2012 ein aufregendes Jahr für Musik, Kunst und Politik war. Es liegt etwas in der Luft, was mich an vergangene Zeiten erinnert. Ich war Zeuge der Entstehung verschiedenster Musikbewegungen, mitsamt ihren politischen und sozialen Radikalitäten: Zuerst Glam und gleich darauf Punk in England, Hip Hop in New York, die ganze Rave-Bewegung. Und nun stecken wir wieder in einer solchen Phase. Es entstehen weltweit gleichzeitig total verschiedene Bewegungen: von Strassenpolitik über Kunst zu Musik, zu experimenteller Hypermedia. Die Leute sind wieder mehr zu begeistern für neue Sachen, sie sind neugieriger und offener als auch schon.

Zum Beispiel?
 Ein Beispiel dafür ist das in der elektronischen Dancemusic verankerte neue Genre Footwork. Footwork entstand in Chicago aus Juke-House und rasenden, zerfahrenen Beats und fand seinen festen Platz in Street- und Warehouse-Battle-Dances. Dieser Sound hat nun seinen Weg in die UK-Bass-Music-Szene in London gemacht. Alle diese kleinen Szenen tauschen sich mittels Internet intensiv untereinander aus, beeinflussen sich gegenseitig. Das finde ich spannend – als Künstler, Musiker und Konsument. Es kommt deshalb nicht von ungefähr, dass ich im Moment mit einem Chicagoer Produzent namens Chrissy Murderbot zusammenarbeite. Was mich an ihm vor allem interessiert, ist seine Verwendung von Bass – er verwendet ihn komplett anders. Mittels neuer Aufnahmemethoden will ich ihn mit meinem Gesang hinter dem Bass so platzieren, dass meine neuen Stücke einen möglichst hohen dreidimensionalen Charakter bekommen.

Denkst du, in den nächsten Jahren werden sich die Aufnahmemethoden so drastisch entwickeln, dass der Sound physisch noch erlebbarer werden wird?
 Ja. Das kann man schon bei der Entwicklung von neuen Kopfhörern sehen. Der Musikkonsument ist gewillt, sehr teure Hi-Fi-Kopfhörer zu kaufen. Menschen wollen neue

Sounds hören und darin verschwinden, sich damit sogar betäuben. Musik hat eine weitaus grössere emotionale Wirkung als jede andere künstlerische Form, vielmehr als jede visuelle Kunst, deshalb hat sie auch so eine grosse Anziehungskraft auf viele Leute.

Und sie kann Leute verbinden, sie ist universell. Das ist genau das, was mich auch an der UK Bass Music-Szene fasziniert. Ich habe nirgends ein solch enthusiastisches Publikum gesehen wie in London. Dies mag wohl auch mit den Soundsystemen hier in England zusammenhängen.

Da hast du Recht, das hat natürlich mit den Soundsystemen zu tun. Ich kann mich erinnern, dass ich als Teenager nach Konzerten zu den Blues Dances in Bristol ging. Das waren die ersten Clubnächte, die ich erlebte. Dort konnte ich mich zum ersten Mal der physischen Kraft von massiven Soundsystemen aussetzen. Natürlich haben die Soundsysteme ihren Ursprung aber nicht in England, sondern sie kommen aus Jamaika. Schon in den Fünfzigerjahren setzte sich die dortige Bevölkerung der physischen Gewalt des Basses aus. Als die ersten Jamaikaner dann nach England kamen, nahmen sie diese Tradition des Live-Erlebnisses von Musik, diese Basskultur, mit nach England. Daraus entstand dann das, was sie damals «Punky Reggae Party» nannten, und British Ska. Da wir schon damals in eine interkulturelle Gesellschaft hineingeboren worden waren, hörten sich diese verschiedensten Musikstile ganz selbstverständlich an. Den Begriff «Genre-Clashing» habe ich damals nicht verstanden und verstehe ihn noch immer nicht, gerade jetzt in dieser Zeit. Denn im Moment sieht es so aus, dass London die interkulturellste Stadt der Welt ist. Wenn ich in London die Strasse entlang gehe, höre ich kurdische Musik aus dem Coiffeursalon, aus dem vorbeifahrenden Auto knallen die neuesten Hip Hop-Beats aus Amerika und von fern höre ich Desi-Music. Gestern allein entdeckte ich zufälligerweise die neueste arabische Disco-Musik, die mir bis anhin unbekannt war, aber die ich grossartig finde.

Wenn wir von London reden: Was hat sich hier zum Guten gewendet, was zum Schlechten in den letzten Jahren?

Natürlich ist London eine der korruptesten Städte der Welt, denn die Finanzwelt hat hier einen ihrer Hauptsitze. Dies zieht viele Aasgeier an, die hier ihre dreckigen Geschäfte machen. Handkehrum ist London momentan eines der wichtigsten kulturellen Zentren von Europa, vielleicht sogar der Welt. Denn viele junge Leute, die in den Bereichen Kunst, Musik und Fashion tätig sein wollen, kommen hierher. Vor allem Leute, die von auswärts kommen, mischen London gut auf. Natürlich ist die Stadt hart. Aber nur in harten oder langweiligen Städten wagt man zu träumen – und diese Träume werden dann Wirklichkeit.

Mark Stewart:

Politics Of Envy,

Future Noise Music, März 2012

Exorcism Of Envy,

Future Noise Music, Dezember 2012

Georg Gatsas, 1978, erhielt von Landis & Gyr ein Atelierstipendium in London, wo er von August 2012 bis Januar 2013 lebte. Für seine «Signal The Future»-Serie ist er immer wieder in London unterwegs.
 Mehr Infos: georggatsas.com